

Gastkolumne

Lehren aus dem Kloster für die digitale Zeit

Gesundheit und Wohlbefinden bilden die Marktfelder der Zukunft. Das ist eine Chance für Klöster und Biobauernhöfe



Katja Rost

Kürzlich erzählte mir ein Student begeistert, dass er einen Monat in einem buddhistischen Kloster verbracht habe. Mithilfe des streng strukturierten Tagesablaufs - frühes Aufstehen, Arbeit in der nachhaltigen Selbstversorgung, Meditation - und ganz ohne Internet- und Mobilfunkempfang entflohe er dem hektischen Alltag. Dass der Student diese Zeit mit 500 anderen Aussteigern verbracht und für die geistliche Arbeit noch Geld bezahlen musste, schmälerte die Eindrücklichkeit des Erlebnisses offenbar nicht.

Wir begegnen solchen Angeboten immer häufiger. Sei es das Kloster auf Zeit für gestresste Manager, sei es die Wanderung auf dem Jakobsweg zur Selbstfindung oder die Ferien auf dem Bauernhof für Stadtfamilien: All diese Angebote bilden ein Kontrastprogramm zur digitalen Revolution, die sich gerade in rasantem Tempo ihrem Höhepunkt zu nähern scheint und - in den Augen vieler - die bisherige Welt aus den Angeln zu heben droht. Das Kloster auf Zeit und der Jakobsweg spenden da Trost in bewegten Zeiten. Aber nicht nur. Sie sind auch Zeichen eines neuen Marktrends.

Eine Innovationswissenschaftler vertreten schon seit längerem die These, die informationstechnische Industrie sei die Leitindustrie der Vergangenheit. Und tatsächlich



ind eher phantasielose Bezeichnungen wie «Industrie 4.0» ein Indiz hierfür. Die Gesundheitsindustrie - Stichworte: Biotechnologie und psychosoziale Gesundheit - wird sich stattdessen zur Leitfunktion für die gesamte Wirtschaft im 21. Jahrhundert entwickeln. In diesem Bereich schlummern die grössten Produktivitäts- und Wachstumsreserven. Im Gesundheitswesen wurden schon in den letzten Jahrzehnten grosse Fortschritte erzielt. Viele unheilbare Krankheiten können heute wirksam behandelt werden. Allerdings reicht der erzielte medizinische Fortschritt nicht mehr aus, um die Menschen auch in ihrem körperlichen und geistigen Wohlbefinden optimal zu unterstützen. Das moderne Leben ist zu dynamisch und zu komplex geworden. Es überfordert immer häufiger unsere körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte. Das von der akademischen Schulmedizin geprägte Gesundheitswesen wird darum mehr und mehr durch einen zweiten, neu entstehenden Gesundheitssektor ergänzt und ersetzt. Zu diesem Sektor gehören Angebote aus den Bereichen naturnahe Ernährung, Wellness, Nachhaltigkeit, Meditation, Kontemplation, Religion oder Spiritualität. Produkte wie das Kloster auf Zeit oder die Ferien auf dem Bauernhof passen deshalb hervorragend in diesen neu entstehenden Gesundheitssektor.

Stutzig machen sollte uns, dass gerade Klöster beim Kontrastprogramm zur digitalen Revolution die Vorreiterrolle spielen. Und da ist keineswegs nur an die spirituellen Aufenthalte im Kloster zu denken, sondern auch an die vielfältigen Angebote im Bereich ökologischer und nachhaltiger Produkte, wo die Klosterbetriebe nicht nur Trendsetter, sondern auch Marktführer sind - wirtschaftlich zum Teil sehr erfolgreich. Bereits in



Im Durchschnitt wird ein katholisches Kloster mehr als 500 Jahre alt. Hiervon können moderne Unternehmungen nur träumen.

vergangenen Zeiten entstanden viele tiefgreifende Innovationen im Kloster, die moderne Arbeitsteilung etwa, die Sanitärtechnologien oder der Weinanbau. Klöster überlebten deswegen auch radikalen Wandel, seien es technologische Umbrüche wie die industrielle Revolution oder gesellschaftliche Umbrüche wie die Reformation. Klöster sind die mit Abstand ältesten Organisationen und Wirtschaftsbetriebe, die heute noch existieren. Im Durchschnitt wird ein katholisches Kloster mehr als 500 Jahre alt. Hiervon können moderne Unternehmungen nur träumen. Diese werden im Durchschnitt 50 Jahre alt.

Klöster überlebten Umbrüche aber nicht nur wegen ihres Trendgefühls, sondern auch weil sie als Lebens- und Arbeitsgemeinschaften den Menschen Authentizität und Sinn vermitteln - gerade in Zeiten des Wandels. So verzeichnen gerade kontemplative Gemeinschaften in letzter Zeit wieder einen unerwarteten Zuwachs an Mitgliedern und Kunden. Inwiefern hingegen die derzeit dominierenden Technologieriesen des Informationszeitalters ihren Mitarbeitern und Kunden langfristig glaubhaft vermitteln können, Teil eines grösseren sozialen Ganzen zu sein, müssen sie noch beweisen. Zumindest für Facebook sieht es derzeit nicht gut aus. Der Wissenschaftler Clayton Christensen zeigt, dass dominante Anbieter auf dem Höhepunkt einer Technologie oft aus einer völlig unerwarteten Richtung überholt werden. Dieses Schicksal könnte auch die digitalen Giganten ereilen. Groteskerweise vom Biobauernhof nebenan oder vom Kloster.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

Medienkritik

Niemand bezahlt mehr für News



Ronnie Grob

Vor fünf Jahren sagte der Verband Schweizer Medien, das Leistungsschutzrecht für Presseverleger sei «kein Thema mehr», «nicht das geeignete Mittel». Diese Woche haben die Verleger den unsäglichen Gesetzesvorschlag, der ihnen gesetzlich garantierte Einkünfte sichern soll, wieder aus der Mottenkiste geholt.

Worum geht es? Auf Suchmaschinen wie Google sind Snippets, Textanrisse und Schlagzeilen zu lesen, die diesen von den Verlegern zur Verfügung gestellt werden. Wohlgerückt: aus freien Stücken. Das Listen bei den Suchmaschinen lässt sich nämlich mit einem Klick auf der eigenen Website ausschalten. Doch weil die Verleger über Angebote wie «Google News» Besucher erhalten, an die sie Werbung ausspielen wollen, machen sie das nicht. Der Verlegerverband lamentiert: «Viele Nutzer begnügen sich mit den bereitgestellten kurzen Textanrissen und gehen gar nicht mehr auf die Internetseiten der Verlage selbst.»

Es ist an der Zeit, dass sich die Schweizer Medien vom Gedanken verabschieden, für News bezahlt zu werden. Nachrichten sind kaum kontrollierbar und kommen je länger, je weniger aus Medienhäusern, sondern von den Erzeugern der Nachrichten selbst. Das Verschonen der eigentlichen Leistung, die Journalisten erbringen - Journalismus, nicht Nachrichten - muss dagegen aufhören. Keine Firma auf der Welt ist so blöd, ihre Kernleistung zu verschenken. Verleger sollten der Werbewirtschaft jene klar umrissene Gruppe ausweisen, die bereit ist, ein Abo zu kaufen - nicht zufälligen Traffic.

Ein Recht auf Abnahme von Leistungen ist in einer freien Marktwirtschaft fehl am Platz. Der Kunde entscheidet. Und Geld von Google gibt es für Schweizer Verlage auch ohne Gesetze. Seit 2015 zahlte Google, so rechnete es Republik.ch aus, 3,3 Millionen Euro an sie, zur Unterstützung verschiedener Projekte.

Ronnie Grob ist Redaktor beim «Schweizer Monat». (ronniegrob@gmail.com)

49 Prozent

Sind die Zeiten gut, driften die Geschlechter auseinander



Patrick Imhasly

Wie sieht die schöne neue Welt aus, in der die Frauen den Männern in nichts nachstehen? In der sie den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit verdienen? In der die Mutterschaft für sie nicht mehr zur Falle wird, weil ihre Partner Teilzeit arbeiten und sich zu gleichen Teilen an der Familienarbeit beteiligen? Verschwinden dann die sozialen Unterschiede zwischen den Geschlechtern?

Es ist genau umgekehrt. Je besser es den Menschen wirtschaftlich geht und je ausgeprägter die Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern ist, desto mehr unterscheiden sich die Frauen von den Männern in ihrem Verhalten und in dem, was ihnen wichtig ist. Mit anderen Worten: Sind die Zeiten gut, wird

der Gendergap grösser. Zu diesem Schluss ist jüngst eine Studie deutscher Ökonomen der Universität Bonn im renommierten Fachblatt «Science» gekommen.

Armin Falk und Johannes Hermler haben eine eindruckliche Fülle von Daten aus einer Gallup-Umfrage zusammengetragen, in der 80 000 Menschen in 76 Ländern befragt wurden, die laut den Forschern repräsentativ sind für 90 Prozent der Weltbevölkerung. Dabei hat sich zunächst gezeigt, dass sich die Geschlechter tatsächlich unterscheiden: Die Männer sind risikofreudiger als die Frauen, legen mehr Geduld an den Tag und agieren häufiger nach der Devise «Auge um Auge, Zahn um Zahn» - wer sie unfreundlich behandelt, der wird bestraft. Die Frauen legen dagegen mehr Wert auf positives Verhalten - tut ihnen jemand einen Gefallen, revanchieren sie sich mit einer guten Tat. Ausserdem denken und handeln die Frauen - immer im weitesten Durchschnitt betrachtet - selbstloser als die Männer und messen einer Kultur des Vertrauens eine höhere Bedeutung zu.

Das Interessante an dieser Studie ist aber, dass die unterschiedlichen Präferenzen der beiden Geschlechter in reichen Ländern mit

einem hohen Bruttoinlandprodukt und weitgehender Chancengleichheit besonders deutlich zutage treten. Mit dieser Erkenntnis haben die beiden Ökonomen einen seit langem schwelenden Theorienstreit eine möglicherweise entscheidende Wendung gegeben. Während die Anhänger der Hypothese der sozialen Rolle überzeugt sind, dass die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung zu einer Verminderung des Gendergaps führt, glauben die Verfechter der Ressourcenhypothese, das Gegenteil sei der Fall: Haben sich die Frauen erst einmal von den Männern emanzipiert, können sie endlich ihre ureigenen weiblichen Neigungen ausleben.

Bei der Erklärung der festgestellten Differenzen lassen sich die deutschen Forscher allerdings nicht auf die Äste hinaus. Es sei denkbar, dass die unterschiedlichen Vorlieben von Männern und Frauen durch eingetübte Geschlechterrollen zustande kämen, betonen sie. Aber auch eine biologisch bedingte Erklärung für die Unterschiede im Verhalten wollen sie nicht ausschliessen. Und in einem Artikel der «Süddeutschen Zeitung» rät Armin Falk dazu, Einstellungen



Wenn sie die freie Wahl haben, ziehen die Frauen Inhalte vor, die mit Menschen zu tun haben und in denen Finger-spitzengefühl gefragt ist.

nicht als unverrückbar zu betrachten - egal, ob bei Mann oder Frau.

Ob die Diskrepanzen zwischen den Geschlechtern nun in der Natur der Sache liegen oder nicht - die Studie zeigt vor allem eines: Wenn sie die freie Wahl haben, ziehen die Frauen Inhalte vor, die mit Menschen zu tun haben und in denen Finger-spitzengefühl gefragt ist. Die Männer hingegen spielen lieber mit dem Feuer, was zum Beispiel in der Finanzbranche auch nach den Krisen der letzten Jahre noch immer Erfolg verspricht. Ausgerechnet in reichen und relativ egalitären Ländern wie der Schweiz dürfte es deshalb sehr schwierig werden, den Anteil der Frauen in den Chefetagen grosser Unternehmen markant zu erhöhen, wie das gesellschaftlich gewünscht und politisch mit einer Quotenlösung gefordert wird.

Da haben wir uns lange und redlich darum bemüht, Frauen und Männer gleichzustellen, aber kaum läuft es einigermassen, driften sie wieder auseinander. So verschieden sind die Geschlechter.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

NZZ am Sonntag

Italien

Regierung lenkt von ihrem eigenen Versagen ab

Am Dienstag hat die Europäische Kommission das Budget für 2019 von Italien zurückgewiesen - eine Premiere, seit es den Stabilitätspakt in der Euro-Zone gibt. Diesen Schritt haben die beiden Jungspunde der italienischen Regierung, Matteo Salvini von der Lega und Luigi Di Maio von der 5-Sterne-Bewegung, einkalkuliert: Sie haben trotz Warnungen das Defizit ihres hochverschuldeten Staates von 0,8 auf 2,4 Prozent der Wirtschaftsleistung angehoben. Nun läuft die populistische Empörungsbewirtschaftung auf Hochtouren: Die EU-Kommission greife «nicht eine Regierung an, sondern das Volk», giftete Salvini. Er gefällt sich in Heldenpose: «Wir werden keinen halben Millimeter zurückweichen.» Doch das ist bloss inszeniertes Drama für die Wähler der eigenen Partei. Salvini blendet aus, wie bedrohlich seine Politik in Realität ist: Italien muss seine Staatsanleihen um 3,2 Prozentpunkte höher verzinsen als Deutschland. Der Wert dieser Anleihen ist gefallen und belastet Italiens Banken: Sie halten Staatsanleihen von 375 Milliarden Euro. Darum sind die Kurse der Bankaktien in den letzten Wochen um 20 Prozent gefallen, die Anleger verunsichert, fliessen die Investitionen nicht. Salvini und Di Maio werden die Schuld Brüssel, der EZB und der Börse zuschieben. Auf die Erkenntnis des eigenen Versagens muss man noch warten. *Daniel Hug*

Geld

Die zweite Chance für Schuldner ist die erste für Gläubiger

Es gilt als Selbstverständlichkeit: Wer kauft, zahlt für das Gekaufte. Wer least, zahlt für das Geleaste. Und wer einen Kredit aufnimmt, zahlt den Kredit zurück. Die Rechtswissenschaft hat die Selbstverständlichkeit in die Formel «Pacta sunt servanda» gegossen - Verträge sind zu erfüllen. Darauf gründet auch das heutige Schuld- und Konkursrecht der Schweiz: Schulden müssen beglichen werden. So viel zum Grundsätzlichen. Die Wirklichkeit sieht anders aus: Viele private Schuldner - seien es Selbständigerwerbende, seien es Familienväter, seien es Sozialhilfebezügler - können ihre Schulden nie vollständig zurückzahlen. Trotzdem sind sie während Jahren, ja Jahrzehnten mit Verlustscheinen belastet. Kein Wunder, sind sie wenig motiviert, sich aufzurappeln, wieder zu arbeiten und Schulden zurückzuzahlen. Leidtragende sind nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Gläubiger, die vom Geld, das ihnen zusteht, kaum etwas sehen. Deshalb ist ein Gesetz, das Anreize für die Begleichung eines Teils der Schulden und den Erlass des anderen Teils vorsieht, eine Chance. Es ist eine zweite Chance für den Schuldner, der bei null beginnen kann. Und eine erste für den Gläubiger, der wenigstens einen Teil seines Gelds erhält. *Lukas Häuptli*

Zeitumstellung

Der Trübsal ein Ende

In der Nacht auf heute Sonntag sind die Uhren auf Winterzeit umgestellt worden. Die Sonne geht jetzt schon um Viertel nach fünf statt um Viertel nach sechs unter. Im Dezember wird es sogar um halb fünf Uhr nachmittags dunkel. Die Finsternis schlägt vielen Menschen aufs Gemüt. Sie schlucken Vitamin-D-Tropfen, um die Energie zurückzugewinnen, die ihnen wegen des Mangels an Tageslicht fehlt. EU-Kommissions-Präsident Juncker schlägt vor, die Zeitumstellung aufzuheben. Das ist positiv - wobei man ständiger Sommer statt Winterzeit den Vorzug geben sollte. Mehr Licht am Abend ist viel besser als mehr Licht am Morgen. Und Juncker könnte so seine eher trübe Bilanz als EU-Chef aufhellen. Um genau eine Stunde. *Francesco Benini*

Chappatte



Der externe Standpunkt

Die Schweiz ist so gross wie China

Unser Land muss seine liberalen Ideen in Peking stärker durchsetzen. Harmonie gibt es in China nur dank Druck und Gegendruck - fast wie in der helvetischen Demokratie, schreibt **Annette Schömmel**

Die Schweiz ist so gross wie China. Was provokant erscheinen mag, entpuppt sich bei genauer Betrachtung als durchaus nachvollziehbare Aussage. Denn Grösse meint nicht nur die Fläche eines Staates oder die Zahl seiner Einwohner, sondern eben auch: Innovationskraft, Wirtschaftsleistung, kulturelle Ausstrahlung und, nicht zuletzt, wissbegierige, leistungsorientierte Menschen. Schon hier zeigt sich, dass die Schweiz sich weit über ihrer offiziellen Grösse als Staat bewegt.

Damit ist die Schweiz vieles, was China sein will. Längst nicht nur die Partei- und Regierungsspitze in China schaut mit Faszination (und auch mit Bewunderung) auf eine Schweiz, die eine stabile Gesellschaft geschaffen hat, basierend auf Leistungsorientierung, Gemeinschaftssinn und Pragmatismus. Ausserdem besitzt unser Land führende Universitäten und eine Hightech-Wirtschaft mit globalen Champions und globalen KMU, wo praktisch alle am erschaffenen Wohlstand beteiligt sind - bei einer notabene hohen Lebensqualität. Das alles will China auch.

Abgerundet wird Chinas Schweiz-Liebe durch historische Pioniertaten der Schweiz wie etwa die frühe Anerkennung der Volksrepublik China 1950, gerade dreieinhalb Monate nach ihrer Ausrufung, sowie das noch vor der EU oder den USA erzielte Freihandelsabkommen mit China, das 2014 in Kraft gesetzt wurde. Solche Schritte haben viel Vertrauen aufgebaut. Und Vertrauen und Harmonie sind die relevante Währung im Dialog mit China. China nimmt uns auf Augenhöhe wahr. Wir China auch? Die Schweiz tut sich von ihrer Mentalität her eher schwer, sich selbst darzustellen: Man redet nicht über eigene Stärken. Das mag löblich sein, doch wird das auch richtig verstanden? Oder könnte es gar als Schwäche ausgelegt werden?

Wir verkaufen uns China gegenüber zu billig. Natürlicher ist es in der Zusammenarbeit

mit dem offiziellen China und den staatsnahen Unternehmen nur bedingt möglich, das zu verwirklichen, was wir zu Recht unter einer liberalen (Wirtschafts-)Politik verstehen. Aber warum sind wir nicht willens, hier mehr Druck aufzubauen? Im chinesischen Denken basiert das Ringen um das beste Ergebnis und damit Harmonie immer auf Druck und Gegendruck. Dieses Prinzip kennt die Schweiz als fein austarierte Demokratie nur zu gut. Was aber, wenn der Partner China vom fehlenden Gegendruck überrascht ist und dies als Schwäche auslegt?

Wir agieren gegenüber China nicht selbstbewusst genug, obwohl wir doch eine lange Tradition im Handel mit Asien und China haben und der Schweiz dort überall eine hohe Wertschätzung entgegengebracht wird. Die diversen sino-helvetischen Initiativen von Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur wären da äusserst wertvoll. Sie agieren aber meist unkoordiniert nebeneinander. Wir machen uns unnötig klein.

Annette Schömmel



Annette Schömmel, 52, ist als aktive Investorin und Verwalterin in Start-up-Unternehmen in Hongkong und in China engagiert. Im Jahr 2015 initiierte sie die Asia Society Switzerland, in deren Stiftungsrat sie sitzt. Zurzeit baut Schömmel einen Alternative-Data-Hedge-Fund in Zürich und in Los Angeles auf.

Nötig wären grosse Ideen, die immer auch auf grossen Bildern beruhen, getreu der «Belt & Road Initiative» Chinas, das als grösstes länderübergreifendes Infrastruktur- und Wirtschaftsprojekt der Geschichte gilt. Wir brauchen sozusagen helvetische «Belt and Road»-artige Ideen gegenüber China. Umfassende Plattformen, sektorenübergreifend und von Wirtschaft zu Kultur und Wissenschaft reichend. Plattform soll hier aber nicht nur als Dialog oder Austausch, sondern eben auch als aktiver Aktions- und Projekttraum mit konkreten Ergebnissen und Deals verstanden werden. Möglicherweise gelingt es gerade einem kleinen Riesen wie der Schweiz, hier Neues zu schaffen und auch andere in Europa und anderswo mitzuziehen, sie zu begeistern.

Doch unsere bestehenden Plattformen gehen nicht weit genug; sie sind bei ihresgleichen verhaftet. Hinzu kommt ein immer virulenter werdendes Problem der jungen Schweiz: Sie hat kaum Interesse an China oder Asien. Man sucht nach wie vor lieber Chancen in Europa als in Chengdu und Shenzhen. Es ist halt so schön heimelig in Berlin oder Lissabon. Ob das in der Zukunft noch reichen wird?

Die Schweiz muss in einer nun härter werdenden, unilateralen Welt ihre wahre Grösse ausspielen und nicht zuletzt gegenüber China auf «Kooperation mit klarer Ansage» setzen: Wir Schweizer haben pointierte Ideen, sind aber selbstverständlich immer zu Dialog und Kooperation bereit. Und: Wir müssen uns jetzt bewegen, denn die neuen globalen Realitäten spielen uns in den kommenden Jahren deutlich weniger in die Hände. Die Zeit drängt; die neue geopolitische Ausgangslage wird in den nächsten 24 Monaten im China-Dossier viel Dynamik entfachen. Die Schweiz hat in dieser neuen Welt nur eine Chance, wenn sie früh handelt und deutlich oberhalb ihrer Wirklichkeitsklasse agiert. Oder besser gesagt: wenn sie ihre wahre Grösse erkennt und diese nutzt.